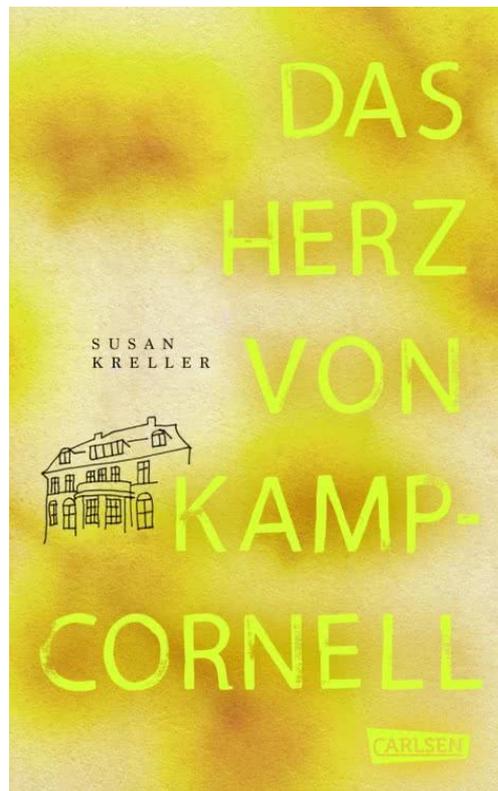


Leseprobe

Susan Kreller
Das Herz von Kamp-Cornell

Carlsen Verlag, Hamburg 2025
ISBN 978-3-551-58546-2

S. 46-60



einverstanden zu sein, den Ruf einer weit entfernten Feuerwehr und eines sehr nahen Käuzchens nicht beachten, und man musste auch das heimliche Schlottern von Edins und Penelopes Beinen großzügig überhören und obendrein noch dieses unerträgliche Geräusch, wenn der Lärm schon aufgehört hat, aber im Kopf noch weitermacht.

Draußen unter der Laterne war jetzt wieder die Hühnergans zu sehen: grau meliert, deutlich zerzaust und mit gekrümmter Körperhaltung, ein Albtraum für jeden Orthopäden. Die Gans stand in einem zarten, dünnflüssigen Licht, obwohl die Laterne über ihr gar nicht angeschaltet war. Aber das war oft so bei Lampen, die nicht leuchteten, sondern nur von Decken hingen oder auf Laternenpfählen ruhten: Man dachte sich ihr Licht dazu und konnte dadurch Dinge sehen, die die Dunkelheit normalerweise verschluckt hätte.

Oder Dinge, die gar nicht da waren.

Die Gans war aber da. Mit elegant gebogenem Hals stakste sie unter der nicht leuchtenden Laterne hin und her, ließ sich bewundern und warf nicht den kleinsten Schatten. Dafür warf Penelope jetzt aber ihren Kopf türkis in den Nacken und fing wieder zu reden an, sie sagte: »Typisch *Cereopsis undso weiter*. Ich versteh trotzdem nicht, was die hier zu suchen hat. Die gibt es doch nur noch auf australischen Inseln.«

»Wieso kennst du dich so gut aus mit diesen ... Gänsehühnern?«

»Was?«, fragte Penelope. »Ach so. Hühnergänse. Und alle Vögel. Die hab ich von meiner Schwester.«

»Gabriella?«

»Lydia.«

»Aber ...«, warf Edin ein, und zwar laut genug, um Penelope dazu zu bringen, noch ein paar zusätzliche Millimeter von ihm wegzurücken und dann etwas schroff zu sagen: »Wenn du fragen wolltest, ob wir sie zu Hause vergessen haben, nein, wir haben sie nicht vergessen. Keiner vergisst Lydia. Sie kann gar nicht mehr vergessen werden. Lydia ist tot.«

Edin rückte jetzt selbst von Penelope weg, so weit, dass noch eine halbe Extraperson Platz gehabt hätte. Er dachte daran, wie die Schwestern ihm und den anderen damals vorgestellt worden waren, als Drillinge nämlich, obwohl sie selbst darauf bestanden hatten, einfach nur Schwestern zu sein.

»Der ... dritte Drilling«, sagte Edin. »Ist Lydia ... na ja, ist sie bei der Geburt gestorben?«

Penelope stampfte angedeutet auf. »Beim Sterben ist sie gestorben«, rief sie. »Bei ihrem Tod, wenn du's genau wissen willst. Vor drei Jahren.«

Die Geräusche, die irgendwann aufgehört hatten, waren wieder da, möglicherweise durch Penelopes feines Stampfen ausgelöst. Man konnte Schritte hören, vielleicht ein Möbelrücken, Metall, das gegen Metall schlug. Töne wie von Scheren. Eine sehr laute Heimwerkerarbeit. Gerüstbau.

Aber die Geräusche waren so verschwommen, so wenig definierbar, dass sie ebenso gut etwas anderes hätten sein können, Geräusche eines fremden Lebens, die sich lediglich im Haus geirrt hatten. Und doch hatte ihr Klang etwas Beunruhigendes und Besorgniserregendes und passte zu beim Sterben gestorbenen dritten Drillingen.

»Das tut mir ... leid«, sagte Edin, und diesmal war es gut,

dass ihm *diese* Worte so leise über die Lippen kamen, denn so konnten sie nicht zu Staub zerfallen, wie sie es sonst immer taten, wenn sie erst einmal ausgesprochen waren.

Penelope antwortete ihm nicht. Bedankte sich nicht. Nickte nicht wie eine, die sich diesen Spruch pünktlich alle zwei Monate anhören musste. Tut mir leid. Tut mir leid. Tut mir leid. Penelope Melitzky schniefte nicht, schluchzte nicht, verdrehte nicht die Augen. Sie starrte nur nach draußen und ihr Blick folgte der Gans, lief ein Stück mit ihr mit, wechselte mit ihr die Richtung, das war alles.

»Gabriella«, erklärte Penelope jetzt ihrem Spiegelbild in der dunklen Fensterscheibe, »hat von Lydia die Chemie übernommen. Formeln, Experimente, Stichflammen. Also Sachen, die kein Mensch versteht. Ich zeichne für Lydia. Und ich hab mir auch die Vögel geschnappt. Und dass ich keine Angst habe. Vor absolut gar nichts übrigens.«

Als sie das gesagt hatte, zuckte Penelope zusammen und griff nach Edins Hand, die sie, weil er so weit von ihr entfernt stand, nur mit ausgestrecktem Arm erreichen konnte. Sie zitterte. Die Hand, Penelope. Sie zitterte, weil sich ein neues Geräusch in die Nacht geschlichen hatte, ein einzelnes nur, das aber sehr laut war und an einen übertrieben großen Löffel erinnerte, der in einen übertrieben großen Suppenteller fiel.

Edin drückte die schauernde Hand seiner Cousine und sagte: »Okay. Klar. Ich versteh schon. Ihr habt die Hobbys eurer Schwester übernommen.«

Penelope sah ihn nur an.

Schwieg.

»Okay. Klar. Ich versteh schon. Ihr habt die Hobbys Eurer Schwester übernommen.«

»Hab ich schon beim ersten Mal gehört«, sagte Penelope und zog ihre Hand mit einem unhöflichen Ruck aus der von Edin. »Musst du eigentlich alles doppelt sagen? Und Hobbys, so ein Quatsch. Wir haben doch nicht ihre Hobbys übernommen. Wir haben Lydia übernommen. So. Los jetzt. Die Geräusche kommen von unten. Mir reicht es, ich geh jetzt runter. Ich schau mir das jetzt an.«

»Du willst da wirklich runtergehen? Sag doch mal! Du willst da im Ernst ...«

Aber Penelope war schon losgegangen.

Sie drehte sich nicht um.

Ihr Zittern war vorbei, noch ehe es richtig in Schwung gekommen war.



Etwas hatte sie wach gemacht. Sie hatte ihre Rückenwirbel im Verdacht, aber die verhielten sich unauffällig. Trotz der dünnen Isomatte lag Ann Melitzky beinahe bequem auf dem Boden des großen, dunklen Raumes. Sie hatte sofort gewusst, wo sie war, keine einzige Sekunde lang hatte sie um Orientierung gerungen. Sie war in Kamp-Cornell. Sie war dort, wo sie nicht sein wollte. Nie wieder. Denn das Haus, in dem sie ausgestreckt lag, war kein gutes Haus, keins, in dem Frieden herrschte.

Immerhin hatte sie den gestrigen Tag, vor dem sie sich so lange gefürchtet hatte, augenscheinlich überstanden. Sie hatte die freundlichen Bewohner von Kamp-Cornell, die sie schon als Kind still verwünscht und mit laut schlagendem Herzen gefürchtet hatte, fürs Erste überlebt. Und sie hatte

auch das Haus, das ihr so lange Angst gemacht hatte, überlebt, jedenfalls seit einem Dutzend Stunden, und sie lebte sogar *immer noch*, etwas schläfrig zwar, etwas fremd, aber hier.

Hier.

Und etwas hatte sie wach gemacht, war bis in ihren Schlaf vorgedrungen, wurde ihrem Traum vorsichtig untergehoben wie geschlagenes Eiweiß in einer alten französischen Kochsendung. Der große Raum, in dem sie und die meisten anderen ihr vorläufiges Schlaflager aufgeschlagen hatten, befand sich über dem fast leeren Wohnzimmer, in dem ihr Vater lag. Hier oben war früher das Näh- und Musikzimmer gewesen, wobei die Musik durch nichts als eine mickrige Blockflöte und die Handarbeit durch zwei rostige Nähmaschinen vertreten war, und von denen hatte nur eine funktioniert.

Jetzt war alles weg: die Musik und die Nähmaschinen und der Mensch, der früher an einer davon gesessen hatte. Stattdessen lagen hier überall nur Matratzen und Isomatten, ein paar helle Mondflecken, Menschen bei Nacht. Verwandtschaft bei Nacht. Fremde. Der Raum erinnerte Ann an den Schlafsaal eines Waisenhauses irgendwo weit weg, in Maine vielleicht, Saint-Cloud's. Ein Dach überm Kopf, aber keins überm Herzen, so konnte es gehen.

Es war so dunkel hier, dass sie nicht sehen konnte, ob jeder der Schlafsäcke mit einem echten Menschen gefüllt oder nur aufgebauscht war. Ann wusste aber, dass zwei Melitzkys fehlten: ihre Schwester Rosalie und deren bedauernswerter Sohn Johnny, die sich auf dieser Etage schon ein Zimmer eingerichtet hatten.

Da!

Sie konnte etwas hören zwischen dem leisen Schnarchen ihrer Schwestern und der schnaufenden Stille der Kinder, sie wusste jetzt, warum sie aufgewacht war. Nie hatte sie vergessen können, warum sie früher in jeder Nacht, die sie in diesem Haus verbracht hatte, aus dem Schlaf geschreckt war. In Kindertagen. Kindernächten. Die Kindernächte waren die schlimmsten. Schon vorher, wenn sie ins Bett gegangen war, hatte sie sich jedes Mal mit Angst zugedeckt, und diese Decke war keine von der schützenden Sorte gewesen. Immer waren irgendwann die Geräusche gekommen, Nacht für Nacht für Nacht, und immer hatten ihre Eltern die Geräusche in etwas Erwachsenes, Begreifbares überführt oder, was viel häufiger vorkam, für reine Einbildung erklärt.

Geglaubt hatten sie ihr diese Angst nicht.

Hatten sie nicht aufgeschüttelt, damit sie leichter auf ihr lag.

Stopp!

Da war es wieder. Gleich mehrere Geräusche waren da, alle auf einmal, und keines von ihnen gehörte in dieses Haus, schon gar nicht zu so nächtlich schwarzer Stunde. Die Töne passten auch nicht zu den Bewohnern von Kamp-Cornell, die sich um Viktor Melitzky kümmerten, die sich sogar nachts um ihn kümmerten, *noch*. Denn ab morgen würden Ann und ihre Schwestern selbst für den alten Vater sorgen, ob die Nachbarn das nun wollten oder nicht.

Ann Melitzky erhob sich von ihrem Schlaflager. Sie spürte jetzt doch etwas Ältliches, Zorniges in ihrem Rücken und tastete sich durch die Dunkelheit des Zimmers bis zur Tür. Sie würde schon noch rausfinden, woher die Geräusche kamen.

Jetzt würde sie es rausfinden.

Spätestens in ein paar Minuten.
Jahrzehnte zu spät.



Lu Winnefeld war kein Nachtmensch, war nie einer gewesen. Man konnte aber auch nicht alles sein. Lu mochte es eben nicht, nachts wie ein aufgescheuchtes Gespenst herumzulaufen, wenn alle anderen schliefen, auch wenn diese anderen früher immer nur aus exakt einer Person bestanden hatten, nämlich aus ihrer Mutter. In manchen Zeiten noch nicht einmal aus ihr. Die Nacht und Lu, so viel stand fest, konnten nur wenig miteinander anfangen.

Dabei war es noch nicht einmal so, dass sich Lu im Dunkeln fürchtete oder ohne Tageslicht die Fassung oder ihren reservierten Platz im Leben verlor. Die Nacht war eben nur nicht ihre Zeit. Sie war höchstens etwas Zusätzliches, das man extra buchen musste, und sie buchte sie nie mit. Erst wenn die Nacht vorbei war, fing für Lu die Welt wieder an, jeden Morgen aufs Neue.

Warum also stand sie trotzdem in dem düsteren Zimmer, in dem ein Großteil ihrer Verwandtschaft schlief? Lu stand hier, weil das Zimmer nicht mehr düster war, sondern von ihrer Handytaschenlampe schwach beleuchtet wurde, und weil sie im Handytaschenlampenlicht erkannt hatte, dass nur noch ein kleiner Großteil ihrer Verwandtschaft auf den Matratzen und Isomatten lag: ihre Mutter, ihre Tante Kalinka und ihre Cousine Gabriella. Alle anderen waren verschwunden. Tante Ann. Edin. Penelope. Anscheinend konnten sie nicht schlafen, was nicht abwegig wäre, denn auch Lu

war, nach sonderbaren Träumen, immer wieder erschrocken aufgewacht, mit Tränen in den Augen. Sie hatte sich nicht erinnern können, diese auch wirklich geweint zu haben, und wann auch?

Die Träume waren nicht das gewesen, was Lu unter Albträumen verstand. Jedes Mal waren ihr die überfreundlichen Bewohner von Kamp-Cornell erschienen, immer in einer anderen Situation, mit wechselnden Kulissen, unterschiedlichen Kostümen und bis zum Anschlag gezogenen Lächeln. Aber obwohl diese Bewohner auch in geträumter Form ausgesprochen nett zu Lu waren und die Träume alle etwas Fröhliches und Leichtfüßiges hatten, war das Erste, das sie nach dem Aufwachen gefühlt hatte, immer Angst gewesen, zumindest aber etwas Unbehagliches, kaum Benennbares, das ihr die Nacht schwerer gemacht hatte.

Und jetzt fror Lu Winnefeld entsetzlich. Im Zimmer war es eisig, und es roch nach Bauernhofmuseum. Muffig, veraltet, mit einer leichten Schlafnote im Abgang. Lu merkte erst jetzt, dass das Haus Töne von sich gab. Sie konnte sie deutlich hören. Es war, als würde das alte Haus mit seinen Knochen knacken, so wie es die Jungen in ihrer Klasse gern getan hatten, am liebsten mitten im Unterricht. Immer wieder hatte einer von ihnen die Arme nach oben gereckt und in der Luft verschränkt, den Kopf dann in Zeitlupe hin und her bewegt und dabei so laute knackende Geräusche gemacht, dass sie auch noch zwei Klassen weiter zu hören gewesen waren und der Hausmeister jedes Mal seine Arbeit hatte unterbrechen müssen, um sich vollständig auf sein Erschrecken zu konzentrieren. Jedenfalls hatte man sich das erzählt. Und wenn Lu

richtig informiert war, hatten alle Jungen in ihrer Klasse überlebt.

Sie bückte sich jetzt, schlüpfte ohne Socken in ihre Turnschuhe, richtete sich wieder auf und war bereit. Wenn sie sowieso immer wieder aufwachte, dann lohnte sich auch das Schlafen nicht. Sie konnte also ebenso gut ihre abtrünnige Verwandtschaft suchen. Behutsam, sacht, auf Zehenspitzen. Die alten Dielen im Zimmer knarnten trotzdem bei jedem Schritt, aber niemand von den Liegenden ließ sich davon beeindrucken und um seinen Schlaf bringen. Von Lus Mutter war zwar ein kurzes schmatzendes Geräusch zu hören, sie machte sich aber gar nicht erst die Mühe, dafür extra aufzuwachen.

Im Treppenhaus war es sogar noch kälter, noch knarrender als im Zimmer. Zum Glück gab es hier nichts, das schlief oder auf andere Weise empfindlich war, und Lu musste keine Rücksicht mehr nehmen. Von unten konnte sie Stimmen hören, ein Flüstern nur, lauter kleine Aufgeregtheiten, außerdem hatte das Knochenknacken des Hauses immer noch nicht aufgehört. Stufe für Stufe ging Lu nach unten und auf die Geräusche zu, hielt sich am hölzernen Geländer fest und schob den Lichtkegel ihres Handys vor sich her.

Hatte sie Angst?

Nein.

Lu Winnefeld hatte keine Angst.

Und da standen sie. Vor der Tür des riesigen Zimmers, in dem rechts hinten ganz klein Lus nagelneuer Großvater lag, sah sie eine kümmerliche Wachmannschaft, die nicht so wirkte, als wäre sie ernsthaft in der Lage, jemanden zu bewachen, geschweige denn zu beschützen. Lus Cousine Penelope krallte sich mit Sicherheitsabstand in den Arm ihres Cousins Edin,

Edin hatte eine Hand auf den Rücken seiner Mutter gelegt, und diese, Lus Tante Ann, trug ein seniorenrecht wallendes Nachthemd und hielt eines ihrer Ohren an das alte Türholz.

Die drei Lauschenden waren verbunden, aber schienen sich dabei nicht wohlfühlen, waren falsch verbunden und drehten sich sichtlich erleichtert um, als Lu fragte: »Freunde, was ist denn jetzt? Kommt der Krach von da drinnen?«

»Vielleicht«, sagte Edin.

»Vielleicht«, antwortete ihre Tante Ann.

»Woher denn sonst?«, fragte Penelope. »Das ist das einzige Zimmer, in dem wir noch nicht nachgesehen haben. Außerdem kann ich hören, dass das von da drin kommt. Alle können das hören.«

»Und was ist«, fragte Lu, »mit dem Zimmer da drüben? Wart ihr da wirklich schon drin?«

»Das ist kein Zimmer«, antwortete ihre Tante Ann, »das ist eine Abstellkammer. Und frag nicht, was hinter der anderen Tür ist. Der Tür links daneben.«

»Und was ist hinter der anderen Tür?«, fragte Lu. »Der Tür links daneben?«

Ann Melitzky seufzte, schüttelte den Kopf, schüttelte ihn sicherheitshalber ein zweites Mal. Dann sagte sie: »Das ist, also ... das ist das ... *ungenutzte Zimmer*. Niemand von euch darf da reingehen. Haben wir uns verstanden? Das durften wir früher auch nicht. Und tun es auch weiterhin nicht. Diskussion beendet!«

Die Diskussion hatte noch gar nicht angefangen, wenigstens hatte Lu nichts davon mitbekommen, aber so oder so, *eine Frage* hatte sie noch.

»Aber nachgesehen habt ihr trotzdem, oder?«

»Ja«, sagte Ann Melitzky leise. »Wir haben die Tür aufgemacht und reingesehen. Das *ungenutzte Zimmer* war ziemlich ... ungenutzt.«

Es war kaum zu überhören, dass es nicht das Lieblingsthema ihrer Tante war, also beeilte sich Lu zu sagen: »Na ja, ihr habt schon recht. Die Geräusche müssen vom Wohnzimmer kommen. Ja, ich glaube, ich kann auch was hören. Was soll's, dann schauen wir eben mal nach.«

Sie löste Penelopes Hand von Edins Arm, um zur Tür zu kommen. Und als sie ihre Hand auf die verschnörkelte Klinke legte, drehte sich Penelope schlagartig um, stampfte mit einem merkwürdigen Zorn in Richtung Küche und sagte dann betont nebenbei: »Ich hab jetzt Hunger. Bestimmt finde ich in der Küche noch was zu essen.«

Es dauerte dann aber doch noch eine Weile, bis Lu Winnefeld genügend Kraft in ihrer Hand hatte, um die Türklinke des Großvaterzimmers auch wirklich runterzudrücken. Und als sie mit Edin und ihrer Tante Ann endlich in dem großen Raum stand, da geschah etwas hinter ihrem Rücken, gleich drüben in der Küche. Was sich dort ereignete, das war ein langer, leicht piepsiger Schrei, der vom Scheppern eines metallenen Topfdeckels rhythmisch begleitet wurde und zu Tode erschrocken und türkisfarben klang. Und als der Schrei und das Scheppern verhallt waren, da hörte Lu auch noch das präzise Gegenteil davon, hier, im dunklen Zimmer des Großvaters, der friedlich atmete und fest zu schlafen schien. Der ganz allein war. Ganz ohne nächtliche Begleitung. Dieses Gegenteil, das Lu und auch Ann und Edin bemerkten und das den Raum wie ein mundfaules Heer eingenommen hatte, das war eine reine, gewaltige, absolute Stille.

4

Der Toaster würgte zwei qualmende Schwarzbrotsscheiben hoch. In der Küche roch es verbrannt, die Luft hielt kalt vor den Gesichtern der mittelgroßen Frühstücksgesellschaft, und überhaupt war der Morgen so, wie graue Morgen zu sein hatten. Grau. Über der Spüle tropfte, mit der Geduld einer schottischen Weißstickerin, der Wasserhahn, aber das gleichmäßige Geräusch reichte nicht aus, um die Anwesenden gesprächiger zu tropfen. Man schwieg und kaute, kaute und schwieg und hatte schon jetzt genug von diesem Tag, der einer so trostlosen Nacht entsprungen war.

Um die Wahrheit zu sagen: Nicht alle dieser Anwesenden hatten an der fürchterlichen Nacht persönlich teilgenommen. Rosalie und Johnny Melitzky zum Beispiel waren ihr in ihrem einzelnen Zimmer und in ihren ureigenen Betten schlafend entkommen, genau wie Bernadette Winnefeld, mit dem winzigen Unterschied allerdings, dass diese keinen Raum für sich gehabt und außerdem auf einer harten Isomatte geruht hatte, sodass sie jetzt mehr Knochen spüren konnte, als sich eigentlich in ihrem Körper befanden.

Kalinka Melitzky und ihre Drillingstochter Gabriella hatten zwar ebenfalls ein paar Stunden geschlafen, waren aber danach so hellwach gewesen, wie man es eben war, wenn ein dreizehnjähriges Mädchen unentwegt schreit, dass es keine Angst habe und dass jetzt jemand dringend diese Hühnerköpfe aus dem Haus schmeißen müsse.

Alle, die in dieser Nacht nicht geschlafen hatten, waren sich rasch darüber einig gewesen, dass der Topf mit den vier oberen Hühnerabschnitten ein bedauerliches Versehen des Landfleischers gewesen sein musste, eine kleine, ärgerliche Verwechslung, die wahrscheinlich jedem zweiten Landfleischer dieser Welt mindestens einmal im Leben passiert.

Aber wenn man sich die trübsinnige Frühstücksgesellschaft jetzt ansah, konnte man fast denken, dass in Wirklichkeit keiner hier an ein Hühnerkopfversehen glaubte. Und so war es ja auch! Bekümmert waren aber auch die anderen. Diejenigen, die die Nacht verschlafen hatten. Die Küche war voll von bedrückten Melitzkys und Winnefelds. Man konnte ihr lustloses Kauen hören, hörte, wie Verbranntes von schwarzen Brotscheiben gekratzt wurde, hörte die Fingerkuppen von vier erwachsenen Schwestern, die im Takt der Wasserhahntropfen die kleinen, vor Ewigkeiten in den Holztisch eingeritzten Buchstaben entlangfuhren.

Von den Geräuschen der vergangenen Nacht war hingegen nicht mehr viel zu hören. Drüben, im Krankenzimmer von Viktor Melitzky, das mit den Wohnzimmermöbeln von Rosalie und Johnny Melitzky aufgefüllt worden war und dadurch seltsamerweise noch viel leerer aussah, konnte man die Stimmen einiger Dorfbewohner vernehmen, die sich aufopferungsvoll um den Kranken kümmerten. Ann Melitzky schloss die Augen, atmete durch die Nase aus und schlug dann mit der flachen Hand so heftig auf den Tisch, dass sofort klar war: Das hier, das war ein *nachgeholt* Schlag.

Schon wieder.

Ein Schlag, der Jahrzehnte zu spät kam.

Der in eine andere Zeit gehörte.

Und doch war es ein Schlag, den Ann früher, als sie hier noch als Tochter von Ernstina und Viktor Melitzky gelebt hatte, nie gewagt hätte, obwohl es schon damals Millionen Gründe dafür gegeben hätte, mindestens aber so viele, wie aufdringliche Nachbarn anwesend gewesen waren. Damals, heute. Und was genug war, war genug! Ann Melitzky schlug noch einmal auf den Tisch und rief dann: »So. Und nun mal Klartext. Rosa, Berni, Kalli. Und alle anderen. Also: Wie viele halb aufgegessene Aufläufe befinden sich in diesem Augenblick in dieser hornalten Krücke von Kühlschranks?«

Johnny Melitzky fuhr bei der Frage seiner Tante so heftig hoch, dass sein Stuhl laut polternd nach hinten umfiel. Mit großen Schritten bewegte er sich auf just diese Krücke von Kühlschrank zu, kam aber für einen Dreizehnjährigen erst spät dort an, weil er zwischendurch immer wieder Dinge berührte und sogar mehrmals seinen Daumen in die Butter drückte. Am Ziel angelangt, zog er die schwere Kühlschranktür auf, und Lu Winnefeld rief, während sie die Augen verdrehte: »Freunde, könnten wir das Thema bitte überspringen?«

Aber Johnny gehörte nicht zu den Menschen, die Themen oder sonst irgendwas übersprangen. Das war etwas, das ihm nie und nimmer eingefallen wäre, bewahre! Denn Johnny Melitzky führte das Leben korrekt aus. Er wusste, wie man Gefahren abwenden und größeres Unheil verhindern konnte, einfach nur durch Genauigkeit.

Johnny Melitzky zählte nach.

Er zählte das Leben nach.

Und wie er starr und aufrecht am Kühlschrank stand, zu einem längeren Vortrag bereit und eindeutig nicht von dieser

Welt, jedenfalls *nicht ganz*, da konnte sich jeder in der Küche auch ohne viel Fantasie vorstellen, wie es diesem Jungen jahrelang in der Schule ergangen sein musste. Oh Johnny. Man sah es diesem Jungen an, dass er in der Schule keine einzige Gefahr hatte abwenden und kein Unheil hatte verhindern können, nicht mal durch Genauigkeit.

Geschweige denn durch Schnelligkeit.

Und doch knallte Johnny Melitzky jetzt in einem Affentempo die Kühlschrantür wieder zu und sagte dann auf eine so fachmännische und erwachsene Weise, es seien noch exakt siebzehn Aufläufe da, dass man hätte denken können, er wäre in Wirklichkeit *doch* von dieser Welt.

Was er aber verschwieg, war, dass er diese Aufläufe am Abend zuvor, nachdem alle im Haus schlafen gegangen waren, umständlich geordnet und sortiert hatte, nämlich nach dem Grad ihrer Aufgegessenheit. Was er verschwieg, war, dass er schon gestern Abend gewusst hatte, dass es siebzehn abgezählte Aufläufe waren. Und was er verschwieg, war, dass er mit dieser Aktion niemanden hatte retten können, vor allem nicht seine Cousine Penelope, die immer noch bleich und erschrocken aussah.

Der Wasserhahn tropfte in kleinen Tropfen.

Ann Melitzky atmete in kleinen Zügen.

Zu heftig, zu schnell.

»Siebzehn Aufläufe«, wiederholte sie dann leise. »Siebzehn. Verstehe. Und wisst ihr«, fragte sie in die Runde, »was wir mit den siebzehn Aufläufen machen werden?«

»Selbstverständlich wissen wir das. Klar. Wir knallen sie denen ordentlich vor die Füße«, sagte ihre Schwester Kalinka